

There are a number of small errors that could have been addressed by better editing oversight. For example, some information is not presented clearly, or consistently. For example, it is stated that there are 240 million people in the Mekong Basin (1), and at another point it is reported that there are over 55 million people in the six nations of the Mekong Basin (12). Similarly, the number of fish species in the Mekong Basin is variously reported (1,200 and 1,700 respectively), without providing adequate explanation. There are also certainly many more than 100 ethnic groups in the Mekong River Basin.

There are also occasional erroneous statements. For example, it is claimed that teak plantations are being developed in Cambodia, not rubber. Actually, rubber development has been quite heavy in Cambodia in recent years. I also disagree that the Khone Falls divides the “highlands” and “lowlands.” Really, both above and below the Khone Falls are in the lowlands. Also, some Lao places are provided using central Thai transliterated spellings, which should have been avoided. Some parts of the book also sound a bit overly romantic, partially because of the grammatical absolute tense they are presented in. Later, however, it becomes evident that the author recognizes that those initial statements do not represent present-day reality. The time frame of the book is initially presented as encompassing changes over “the last decade,” while it is expanded to cover “recent decades” later in the book. These types of problems could have been avoided.

Overall, I congratulate the author for challenging us to seriously take on many of the most serious development problems facing the people and the environment of Mekong River Basin, and for advocating for the masses of people who rely on Mekong natural resources for subsistence – such as small-scale fishers – to have a much greater say in how development occurs in the region. Readers can be the judges of whether Yos Santasombat’s vision is truly realizable, but in any case, I hope that his vision takes root; as if it did, the world would be a better place.

Ian G. Baird

Schindlbeck, Markus: Gefunden und verloren. Arthur Speyer, die dreißiger Jahre und die Verluste der Sammlung Südsee des Ethnologischen Museums Berlin. Berlin: Staatliche Museen zu Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz, 2012. 272 pp. Fotos. ISBN 978-3-86206-131-0. (Veröffentlichungen des Ethnologischen Museums Berlin, Neue Folge, 79) Preis: € 44,90

Ist es in Zeiten gravierender Finanznöte und sich zuspitzender sozialer Probleme legitim für staatliche oder städtische Organe, Museumsobjekte zu veräußern, noch dazu, wenn die Ankaufs- und Ausstellungssetzungen der Museen gegen Null schrumpfen? Und wenn dies von höherer Stelle angeordnet würde: Nach welchen Kriterien sollten diese Exponate ausgewählt werden, und was würde dann aus ihnen? Diesen bestürzend aktuell klingenden Fragen standen die ethnologischen Museen zu Beginn des 20. Jhs., vor allem aber nach dem 1. Weltkrieg gegenüber: Auf Anordnung ihrer vorgesetzten Behörde, zuweilen auch der Museumsdirektion, aber auch aus ei-

genem Antrieb trennten sich Kuratoren von Stücken aus den ihnen anvertrauten Sammlungen, um dafür Geld, für das Museum als wichtig erachtete Dienstleistungen oder andere Objekte einzutauschen. Dem besonderen Fall der aus dieser Praxis resultierenden Verluste der Sammlung Südsee des Ethnologischen Museums Berlin hat nun Markus Schindlbeck, langjähriger Leiter des Fachreferates “Ozeanien und Australien” des Museums, ein Buch gewidmet.

Der Autor beginnt mit der Erläuterung des Konzepts der Dublette und ihrem “verborgenen finanzpolitischen Aspekt” (15), dass es “gleichartige und daher entbehrliche Stücke” (16) gebe. Zwar wurden “Dubletten” vereinzelt auch schon im 19. Jh. von der Kunstkommission bzw. später dem Berliner Museum abgegeben. Es war jedoch die vollkommene Sperre von Ankaufs- und Forschungsreisemitteln unter dem seit 1905 amtierenden Generaldirektor der Berliner Museen, Wilhelm von Bode, welche einen verhängnisvollen Ausverkauf in Gang setzte, der in den 1920er/1930er Jahren seinen Höhepunkt erreichte, sich jedoch bis in die 1960er Jahre hinziehen sollte. Bode, vom Studium her Kunsthistoriker und Archäologe, fehlte jegliches Verständnis für die Ethnologie. Adolf Bastian, der Gründer des Berliner Museums, hatte sich dem Studium menschlicher Universalien gewidmet und sah entsprechend “gleichartige” oder ähnliche Objekte als wichtige Dokumente der Forschung. Dies hatte allerdings zu einer allseits beklagten Platznot in den Räumen des Museums geführt. Bezeichnenderweise war es nach Bastians Tod im Jahre 1906, dass Bode der nach seiner Auffassung “sinnlosen Anhäufung von Gegenständen” (18) mit der Anordnung zur Aussonderung “entbehrlicher” Stücke und Dubletten zu begegnen trachtete. Im Laufe seiner Amtszeit förderte er – auch durch entsprechende Personalpolitik – den Ausbau von Sammlungen aus den sogenannten Hochkulturen und der Archäologie zu Lasten der ethnografischen Sammlungen von den sogenannten Naturvölkern. Dabei misstraute er offenbar den Berliner Museums-ethnologen und holte stattdessen externen Rat ein.

Die Rolle einer Sachverständigenkommission bei der Abstoßung ethnografischer Objekte, welche bei Ankäufen und Tauschaktionen des Museums zu Rate gezogen werden musste, ließ sich aus den Archivmaterialien nur noch teilweise rekonstruieren. Bestand sie bis zum 1. Weltkrieg noch aus durchaus kundigen Experten und Beratern, so gehörten ihr in den 1920ern auch Sammler, ab den 1930ern auch der nationalsozialistischen Ideologie nahestehende Personen an. Schindlbeck zeigt jedoch auf, dass die Kommission nicht immer sehr einflussreich war, teilweise umgangen wurde und generell die Abgabe der Stücke nicht verhindert hat.

Das 2. Kapitel des Buchs ist den 1920er Jahren gewidmet. Der 1. Weltkrieg und die Folgejahre mit ihren gravierenden wirtschaftlichen Problemen stellten einen schweren Einschnitt für die Arbeit des Völkerkundemuseums dar. Forschungs- und Sammelreisen wurden fast unmöglich; Personalmangel aus Gründen der Einsparung verhinderte auf Jahrzehnte hinaus die Bearbeitung und Publikation von Sammlungen sowie die systematische Dokumentation der Objekte, welche das Museum

als "entbehrlich" verliehen. Verschärft wurde diese Situation noch durch eine bereits 1922 in Planung gehende und 1926 realisierte Trennung von Schausammlung/Ausstellung und Studiensammlung/Magazin. Die Umlagerung in ein Außenmagazin bedurfte der Finanzierung, welche unter anderem mit der Veräußerung von Dubletten erwirtschaftet werden musste. Nach vollzogener räumlicher Teilung überlegte der zuständige Kultusminister sogar, ob die magazinierten fünf Sechstel der Sammlung nicht weitgehend abgestoßen werden sollten. Die prekäre Lage des Berliner Museums weckte die Begehrlichkeit anderer Museen, von Privatsammlern und Händlern, in deren Besitz in der Folge eine Reihe von Berliner Stücken durch Kauf oder Tausch übergingen. Wie sehr die Bewertung von Objekten dem flüchtigen Zeitgeist unterliegt, zeigt die in dieser Zeit stattgefundene Veräußerung eines für entbehrlich gehaltenen großen Yap-Steins, den der spätere Kurator der Südsee-Abteilung in den 1970er Jahren durch den dann nur noch möglichen Kauf eines sehr viel kleineren Yap-Steingelds auszubügeln versuchte.

Das folgende Kapitel über die 30er Jahre belegt erneut den Einfluss bestimmter Persönlichkeiten und ihrer Netzwerke sowie von Zeitströmungen auf die Museumsarbeit. 1933 wurde von außen an das Museum der Wunsch nach einer Ausstellung über "Südseekunst" herangetragen. Hans Nevermann, Leiter der Südseeabteilung in den 30er Jahren, verantwortete sie, obwohl der Ansatz der "primitiven Kunst" nicht seinem Verständnis einer wissenschaftlich-vergleichenden Völkerkunde entsprach. Otto Kummel, Kunsthistoriker und der neue Generaldirektor der Museen ab 1934, war dem Völkerkundemuseum bereits 1906 durch eine einsame Entscheidung Bodes als Leiter einer neuen ostasiatischen Kunstabteilung vor die Nase gesetzt worden. Er stand in engem Kontakt zu einflussreichen Kunstsammlern und sah nicht nur die meisten Objekte aus Afrika und Ozeanien, sondern selbst viele Stücke aus der alten Ostasienabteilung des Berliner Museums als künstlerisch wertlos und damit entbehrlich an (73). Unter seine Ägide fallen mehrere Veräußerungen, die auch, aber nicht nur, durch die Ideologie der neuen nationalsozialistischen Machthaber zu erklären sind: etwa die Abgabe diverser Objekte aus Afrika und Ozeanien an Regimente, Arbeitsdienstabteilungen u. a. m. zur Ausstattung von Räumlichkeiten, in denen an Deutschlands verlorene Kolonien erinnert werden sollte, oder die große Tauschaktion mit dem Kölner Rautenstrauch-Joest-Museum, bei der für die nun gefragten Objekte aus Europa Stücke aus Ozeanien, Afrika und Amerika abgegeben wurden.

Im 4. Kapitel beschreibt Schindlbeck, gestützt auf Archivalien, aber auch auf intensive Gespräche mit Arthur Speyer (III) und Familiendokumente, die Aktivitäten der Sammler- und Händlerfamilie Speyer, vertreten durch Großvater (I), Vater (II) und Sohn (III), jeweils mit dem Namen Arthur Speyer. Familie Speyer stand in intensivem Geschäftskontakt mit vielen deutschen Museen, darunter auch dem Völkerkundemuseum Berlin. Bereits 1919 stieg Arthur Speyer I in den Dublettenhandel mit dem Berliner Museum ein. Eine eindrucksvolle Privatsammlung, die im Buch durch mehrere Fotos aus Familienbesitz do-

kumentiert ist, füllte bald die Wohnräume der Familie. Arthur Speyer II verlegte sich Anfang der 1920er Jahre zunächst auf die Ausstattung von Messen und Filmen, in denen Ethnographica als Dekoration bzw. Requisiten verwendet wurden, widmete sich aber dann mehr und mehr dem Tauschhandel mit Museen, mit ehemaligen Kolonialbeamten und mit Adligen im Besitz von Ethnographica. Durch die Notsituation vieler Museen konnten Objekte häufig günstig erworben und dann gewinnbringend weiterveräußert werden. Leider wurde oft weder ihre Abgabe noch ihr Weiterverkauf dokumentiert, so dass sich die Spuren vieler vormaliger Exponate des Berliner Museums im Dunkeln verlieren. Durch die Wirren des 2. Weltkrieges verlor Speyer zudem einige seiner Objekte. Mehrere kleine Unterkapitel zeigen die enge Vernetzung der Speyers mit anderen Sammlern und Händlern auf, der Rest des Speyer-Kapitels legt detailliert Transaktionen, Objektlisten und, sofern möglich, den weiteren Verbleib einiger Objekte der Berliner Sammlung dar, die von Speyer erworben wurden.

Im sehr kurzen 5. Kapitel stellt der Autor exemplarisch einige besonders wertvolle Stücke vor, die aus der Berliner Südsee-Abteilung veräußert wurden. Er kommt zu dem Schluss, dass das Museum nur in Ausnahmefällen von diesen Tauschaktionen profitierte.

In seinem ausführlichen Schlusswort arbeitet Schindlbeck dann eine Reihe von wichtigen Faktoren heraus, welche den Ausverkauf der Berliner Museumsobjekte begünstigt haben: Die Auffassung von Objekten als "Dubletten" beinhaltet eine Wertung hinsichtlich Einzigartigkeit und ästhetischer Qualität von Stücken, die mit der seit den 1920er Jahren von Seiten der Entscheidungsträger immer massiver auftretenden Forderung nach dem Vorrang von "Kunstobjekten" vor "ethnografischen Objekten" korrelierte. Da sich das Berliner Museum organisatorisch in einem Verbund mehrerer Museen befand (und befindet), wurden seine Interessen meist denen jener Museen nachgeordnet, die sich mit europäischer Kunst und Archäologie beschäftigten. Strukturelle und personelle Fehlentscheidungen wie die räumliche Trennung von Schau- und Magazinsammlung, die Anstellung einzelner Kuratoren mit nachweislich mangelnden Kenntnissen, aber auch Unklarheiten bei den Zuständigkeiten für die Sammlungen trugen ein Übriges dazu bei, die so wichtige vergleichende Arbeit an den Sammlungen zu erschweren und die Dokumentation vieler der ausgesonderten Objekte zu verhindern. Aus der Analyse der Sammel- und Handelstätigkeit der Familie Speyer belegt Schindlbeck, dass die den Objekten ursprünglich beigegebenen wissenschaftlichen Informationen meist verloren gingen bzw. auch bewusst verwischt wurden: "Obgleich ein Objekt als qualitativ 'minderwertig' eingestuft worden war, um als Dublette den Museumsbestand verlassen zu können, transformierte es sich in den Händen des neuen Sammlers zu einem Kunstobjekt, das nun ohne genauere Provenienz, die es ja auch für seine ästhetische Wirkung nicht benötigte, von einem Händler/Sammler zum anderen zog, um eventuell in einer der berühmten Kunstsammlungen ... einen Platz zu finden ... - jene Privatsammlungen ..., die heute ohne exakte Provenienzangaben Kunstausstellungen prä-

sentieren und dazu wiederum Ethnologen, teilweise aus den Museen, für das Schreiben der Kataloge engagieren” (219).

Ein Anhang mit verschiedenen Dokumenten zu Familie Speyer, zur historischen Museumspräsentation in der Ozeanienabteilung und zu im Umfeld des Museums wichtigen Personen sowie mit den vorhandenen Listen der abgegebenen Objekte der Südseesammlung komplettiert das Buch.

Schon rein optisch besticht der im DIN-A4-Format gehaltene Band “Gefunden und verloren” mit großformatigen historischen Fotos von früheren Berliner Ausstellungspräsentationen, von den Wohnräumen der Speyers mit ihren Sammlungen, von vielen der besprochenen Südseeobjekte und nicht zuletzt mit den faszinierenden Modefotografien der Berliner Fotografin Yva (Else Neuländer-Simon) aus den 1920er/1930er Jahren, auf denen Mannequins beim Tragen von Schmuckstücken aus der Südseeabteilung ästhetisch bis verführerisch in Szene gesetzt sind. Die Auswahl eines dieser Fotos als Titelbild für ein Buch über den Ausverkauf von Museumsobjekten mag zunächst überraschen, veranschaulicht aber die Umdeutungen und den Umgang mit Ethnographica zu jener Zeit, wie Schindlbeck sie beschreibt.

Markus Schindlbecks Buch ist meines Wissens das erste, welches sich am Beispiel der Berliner Südseesammlung dem bedenklichen und oft totgeschwiegenen Thema der von behördlicher Seite sanktionierten Abgabe von Museumsobjekten widmet, wie sie bis in die 1960er Jahre hinein an allen ethnologischen Museen in mehr oder weniger großem Stil üblich war. Schindlbecks Buch ist detailreich und fundiert; es zeugt von einer jahrelangen intensiven Beschäftigung mit den Quellen und Sammlungen. Auch die ausführlichen Zitate aus seinen Interviews mit Speyer und die zahlreichen Fotos aus Speyers Privatbesitz dürften sich für künftige Forschung über diese einflussreiche Sammler-/Händlerdynastie als interessante Quellen erweisen.

Schindlbecks sachlicher, manchmal nüchterner Stil ist dem Gegenstand seiner Forschung angemessen; er bleibt diplomatisch in seinen Formulierungen, wo es um Fehlverhalten von Kuratoren, behördlichen Entscheidungsträgern, Sammlern oder Händlern geht. Obwohl ein solches für mehrere der von ihm dargestellten Personen durchaus unter den heutigen Mitarbeitern deutscher ethnologischer Museen bekannt ist und kolportiert wird, hütet er sich vor Schuldzuweisungen.

Das perfekte Buch gibt es nicht, und so finden sich auch in diesem einige kleine formale Fehler, etwa an mehreren Stellen (offenbar nicht stilistisch bedingter) Zeitwechsel in einem Absatz, das Fehlen einer auf S. 218 in der Fußnote angegebenen Publikation in der Literaturliste und die Vertauschung der Federmantel-Fotos auf S. 144.

In welche Forschungslücke Schindlbecks Buch stößt, wurde mir u. a. daran deutlich, dass ich – noch bevor ich es in Händen hielt – bereits wenige Tage nach seiner Veröffentlichung dringliche Anfragen von Sammlern, Auktionshäusern und mit der Zeit des Nationalsozialismus befassten Provenienzforschern erhielt, die mich baten,

zu einzelnen Punkten Stellung zu beziehen. Gerade weil das Buch auch außerhalb des engen Kreises von Kennern der pazifischen Sammlungen, der Gegebenheiten ethnologischer Museen und der Berliner Verhältnisse rezipiert wird, hätte ich mir an manchen Stellen noch mehr Kontextualisierung gewünscht. So dürfte nicht jedem bekannt sein, dass diverse Sammler und Händler von Ethnographica sich nach dem 1. Weltkrieg der Ausstattung von Messen, Handelsausstellungen, Paraden und Filmen mit Ethnographica zuwandten, neben Speyer etwa auch nachweislich Konietzko und Umlauff. Museumsobjekte wurden zu diesem Zweck gegen Entgelt oder Dienstleistungen verliehen und kamen oft in schlechterem Zustand zurück. Auch dies bestätigt den von Schindlbeck vor allem für die 1920er Jahre angesprochenen neuen Warencharakter der Exponate und könnte auch die Modefotografien Yvas mit Stücken der Südseesammlung erklären, über deren Entstehen man ebenfalls gerne mehr erführe. Unterschiedlich ausführlich, aber womöglich mangelnden Quellen geschuldet, ist auch die Hintergrundinformation zu verschiedenen Persönlichkeiten im Umfeld des Berliner Museums und in der mit den Speyers vernetzten Sammler- und Händlerszene. Ob der Fülle der Information zu Objekten und Personen wäre auch ein Register hilfreich gewesen.

Alles in allem ein wichtiges Buch, das sich gerade auch für den aus der Museumspraxis kommenden Leser spannend liest. Beklommen machen dabei vor allem die Parallelen zu Entwicklungen in der heutigen Museumslandschaft: die leichtfertige, dem schwankenden Zeitgeist unterworfenen Umdeutung von mühevoll und systematisch gesammelten, nicht selten in rituellem Zusammenhang stehenden Objekten zur entbehrlichen, veräußerbaren Ware mit unterschiedlicher Wertigkeit; das Schielen auf Besucherzahlen mit gerade als “spektakulär” erachteten Stücken auf Kosten der Dokumentation und Erforschung von (anderen) Objekten; die erneute Tendenz zu Außenmagazinen, welche eine intensive, vergleichende Auseinandersetzung mit den Sammlungen erschweren; die Vernachlässigung von Sammlungen aufgrund von Sparzwängen und Mangel an qualifizierten betreuenden Fachwissenschaftlern; der erstaunlich große Einfluss einzelner Direktoren und politischen Entscheidungsträger, welche – unwidersprochen von der Fachwelt – Sammlungs- und Personalentscheidungen als Strategien in ihrem eigenen Machtkalkül einsetzen. Schindlbecks Fazit lautet: “... im Hinblick auf die zukünftige finanzielle Ausstattung staatlicher Einrichtungen ist die vorliegende Arbeit ... auch ein Appell an die später Verantwortung Tragenden, nicht noch einmal zuzulassen, dass die unter sehr vielen Opfern und Mühen zusammengetragenen Sammlungen wiederum zerstreut werden und verloren gehen” (8). “Diese Arbeit wurde auch mit dem Ziel geschrieben, vor einer Re-Kommerzialisierung von Sammlungsbeständen zu warnen, die angeführten Beispiele sollten deutlich als Abschreckung dienen” (220). Dem ist uneingeschränkt zuzustimmen.

Hilke Thode-Arora